

Unterhaltende Blätter

Monatliche Freibeilage des
Wiesbadener Tagblatts



18. Jahrgang 1918.

Nr. 12.

Das Testament.

Humoreske von Clara Schelper, Wiesbaden.

(Nachdruck verboten.)

Es hat wohl manch einer im Leben Augenblicke gehabt, die ihn ganz zufällig einen Blick in den Spiegel tun lassen und die ihn ganz unvorbereitet zu der erfreulichen Selbsterkenntnis brachten: Poß Bliß! Du bist doch ein ganz hübscher „Kerl“!

Zu denjenigen Menschen, die nie diesen angenehmen Moment erlebt hatten, gehörte augenscheinlich und überhaupt Bella Dabelstein. Erstens hatte die Natur alles getan, um eine Ironie auf den Namen „Bella“ zustande zu bringen, und das war ihr großartig gelungen, so gut gelungen, daß die „arme“ Bella nicht eine einzigeneiderin besaß und man bedenke, was das besagen will! Und außerdem hatte man dem armen Ding jede unpassende Eitelkeit um so schneller abgewöhnt, als Bella noch drei Schwestern hatte, die nicht nur nach ihrer eigenen und der Eltern Meinung, sondern auch nach Ansicht der halben Stadt, womit natürlich die männliche Hälfte gemeint ist — bildhübsche Mädels waren.

Also Bella Dabelstein war nicht eitel. Aber dennoch tat es ihr weh, als sie ihre Cousine Lydia zu ihrer jüngsten Schwester sagen hörte: „Mein Gott, die Bella sieht ja noch doller aus als früher! Ich würd' ins Wasser geh'n, wenn ich so ein Fraß wär.“

Ins Wasser gehen! —

Daran dachte nun Bella nicht! Sie tat, als habe sie das Geflüster nicht verstanden und warf ihren Kopf mit den harten, unangenehm blondstreifigen Haaren stolz zurück, und während sie mit Lydia, die sie mit der Schwester von der Bahn abgeholt hatte, nach Hause ging, bekämpfte sie mutig die Bitterkeit, die ihr wieder mal den Tag vergiften wollte.

Doch der heutige Tag sollte ganz dem Andenken der Tante Martha gewidmet sein. Bella wollte an nichts anderes denken als an sie, die Einzige, die nie verlegend und taktlos ihre Häßlichkeit störend empfunden hatte. Sie war lieb und gut gewesen, sie hatte das kleine verbitterte Mädel zu der Duldsamkeit erzogen, die sie jetzt so ruhig die häßlichen Worte ertragen ließ.

Und heut' war Tante Marthas Testamentseröffnung. Vier Wochen nach ihrem Tode sollten alle Verwandten in dem kleinen lauschigen Gartenhäuschen zugegen sein, wenn der letzte Wille der Verstorbenen verlesen wurde. Bellas Herz klopfte in zagender, unruhiger Hoffnung — würde Tante Martha ihre Zuneigung zu ihr auch noch jetzt beweisen? Würde sie auch ihr soviel hinterlassen, daß sie sich ihren Lieblingswunsch erfüllen und studieren konnte? Ach, Bella wollte nichts weiter vom Leben haben, der „Schrei nach dem Mann“ oder der noch famosere Schrei nach dem Kinde war nie in ihr wach geworden, nur sich

hinaufarbeiten in die freieren Höhen des Geistes — ein Mensch werden, der sich selbst genügt! — und das versprach sie sich vom Studium.

„Bella, was träumst du“, fuhr da Cousine Lydia helle Stimme in ihr Nachdenken.

Bella schrak zusammen. „Ich?, ich denke an Tante Martha“.

Da lachte Lydia hell auf und Schwester Grete stimmte vergnügt mit ein, dann schob Lydia ihren Arm in den Bellas und sagte spottend:

„Also auch du, mein Sohn Brutus, auch du hast also Hoffnung, Aschenputtel? Kind, daß sie nur nicht zu schanden wird, du kanntest doch Tante Marthas Schönheitsgefühl!“

Ein lächelnder Blick streifte die derbe, unschöne Gestalt der Cousine, dann fuhr das mitleidlose, aufrichtige Fräulein fort: „Wenn du dich nur etwas netter anziehen würdest — aber ich weiß schon, auf Vaters Geldbeutel liegen die drei schönen Schwestern schwer genug — da bleibt für Aschenputtel nicht viel.“

Bella lächelte.

„Es würde auch wenig nützen, wenn ich mich putzen wollte.“

„Nun immerhin, man könnte doch mal den Versuch machen.“

„Laß das lieber, ich bin kein Versuchskaninchen, es gibt ja auch noch andere Lebenszwecke als nur den, schön zu sein.“

„Für eine Frau kaum, liebes Kind, aber ich vergesse ganz, daß du so ein gelehrtes Huhn bist! Lehrerinnenexamen, Abitur! — brrr! Mir wird ganz schwach, wenn ich von sowas höre, nicht wahr, Grete? — Aber sag' mal, Bella, was würdest du tun, wenn du 10 000 Mark von dem alten Geizdrachen erbtest?“

„Geizdrachen?“ Bella war restlos empört. „Das Wort paßt wohl nicht recht für die bescheidene Tante Marthchen“, und leise, mit einem Unterton scharfer Sehnsucht setzte sie hinzu: „sie war so lieb —“

„Hu“, machte Lydia affektiert, „die reinste Erbschleicherin! Schade, daß du zu spät damit kommst.“

Bellas kleine dunkle Augen weiteten sich vor Zorn, doch die Cousine lachte spöttisch.

„Hab dich nicht, Aschenputtel! Du reizt eben jeden durch deine Indolenz und Duldsamkeit! Warum gehst du auch nicht in Stellung — wenn ich Lehrerin wäre —“

„Ich liebe die Kinder nicht“, sagte Bella offen und sie dachte dabei an die schmerzlichen Erfahrungen, die sie mit den spottlustigen, grausamen kleinen Geschöpfen gemacht hatte. „Aber wenn Tante Martha mich wirklich nicht vergessen hätte“, fuhr sie fort — „dann möchte ich

wohl studieren — Vater hat kein Geld dazu, wir sind ja vier.“

Eydia ließ entsetzt den Arm ihrer Cousine fahren. „Das wäre die Krone!“ schrie sie lachend, „du kriegtest ja wohl diesen hanebüchernen Blödsinn fertig! Grete, ich plage vor Lachen! Diese Bella, was sagst du nur? Kind, mit zehntausend Mark in bar kriegtest du ja selbst noch einen Postassistenten oder einen Reisenden! und „où est l'homme“, das ist ja doch immer noch die beste Frauenfrage. Oder vielleicht kriegst du auch einen Lehrer, denk mal, wie passend! — Aber freue dich nur noch nicht, Aschenputtel, Tante Marthas Schönheitsfuss war beängstigend.“

Am Nachmittage um vier Uhr waren die zwölf Verwandten der Verstorbenen in dem Gartenhäuschen versammelt. Nach den üblichen Formalitäten ward das Siegel erbrochen. Ein nochmaliges versiegeltes Schreiben hielt der Notar in der Hand und einen Brief der Erblasserin, den er sofort vorzulesen begann:

„Meine lieben Verwandten“, stand da mit zerflatternden feingekritzten Buchstaben, „ehe ich zur Eröffnung meines eigentlichen Testaments schreite, bitte ich recht herzlich, mir bei der Feststellung meiner Haupterin behilflich zu sein. Ich habe sechs Nichten und ich bitte nun, die Hübste dieser sechs festzustellen. Jeder von euch, selbstverständlich auch die Mädels selbst, soll den Namen derjenigen aufschreiben, die er für die Schönste hält: auf zusammengefalteten Zetteln bitte ich den erwählten Namen abzugeben, Herr Rechtsanwalt Schröder wird die Güte haben, nacheinander die Namen der Mädchen nach der Stimmenzahl vorzulesen —“

Ein Tumult, der für die wenigen Personen beängstigend war, brach los. Nur Bella schwieg. Bittere Enttäuschung war also auch hier ihr Teil! Sie fing einen triumphierenden Blick Eydias auf, sonst kümmerte sich niemand um sie. Sie sah Vater und Mutter ängstlich forschend und vergleichend die Schönheit der drei jüngsten Schwestern prüfen, sie sah Eydias Mutter im Feuerifer für den Stimmzettel eines tochterlosen Bruders werben, sie sah, wie Onkel und Tante aus Peterow sich für ihre jüngste Cousine Lotte entschieden, die brandrote Haare, aber ein unglaublich zartes Gesichtchen und waschblaue Augen hatte — an sie dachte niemand, und mit Galgenhumor überlegte Bella sekundenlang, ob sie nicht das Recht hätte, sich selbst für angängig hübsch in dieser Schönheitskonkurrenz zu halten. Sie wollte ihren Stimmzettel für sich selbst abgeben — aber da fiel ihr Blick in den Spiegel und sie lachte über sich selbst. Das kleine, kreisrunde Gesicht, zwei dunkle Augen, so ausdruckslos wie Schokoladenplättchen, ein breiter, häßlicher Mund und das Schlimmste, dies Rudiment von einer Nase, das ein kleiner vorwärtiger Schüßel einmal das Radieschen getauft hatte — nein, Bella Dabelstein lachte sich aus und schrieb energisch den Namen ihrer süßen hellblonden Schwester Lilly auf ihren Zettel.

Und Lilly Dabelstein ging als Siegerin aus dieser Schönheitskonkurrenz hervor. — Nun ward das zweite versiegelte Schreiben erbrochen.

„Der Hübste also meine herzlichen Glückwünsche, wer du auch seist, mein liebes Kind, ich lege mein kostbares Perlenhalsband in deine Hände, es soll deine Schönheit schmücken und heben, außerdem sind 5000 Mark als Zuschuß zur Aussteuer dein. Nr. 2, also diejenige, die die nächstfolgende Anzahl an Stimmen auf sich vereinigt, erhält ebenfalls 5000 Mark als Andenken an die alte Tante Martha, auch erhalten Nr. 3, Nr. 4 und Nr. 5 diese gleiche Summe. Nr. 6 wird voraussichtlich den Namen Bella Dabelstein zeigen, ich bitte dann meiner lieben Nichte Bella 10 000 Mark auszuzahlen.“

Da stieg ein heißer Jammer in Bella hoch, als der Notar vergeblich den Namen suchte — hätte sie doch ihren Zettel so ausgefüllt, wie sie es zuerst gewollt hatte! Doch, nun war es zu spät und fassungslos schluchzte sie in ihr Taschentuch.

Der Notar stellte mit amtlich forschender Stimme fest, daß ein Zettel mit dem Namen Bellas nicht abgegeben sei, und fuhr dann in seiner Vorlesung fort:

„Sollte jedoch der Name Bella Dabelstein gar nicht in den abgegebenen Zetteln vertreten sein, so erkläre ich hiermit meine Nichte Bella Dabelstein als meine Universalerin, ich habe dann den Beweis, daß Bella frei von jeder Eitelkeit und Selbstüberhebung ganz so geworden ist, wie ich sie gewünscht und erzogen habe. Aschenputtel, der goldene Pantoffel paßt, ich habe die Königstochter in dir entdeckt, Gottes Segen über dich. Laß mein Häuschen in dem alten Zustand, auch dem Garten laß seine unmoderne Traulichkeit. Mein Barvermögen beträgt 70 000 Mark, in Buchstaben Siebenzigtausend Mark —“

Man sah noch fassungslos, man sah sich verwundert an, man begriff diese alte Tante Martha nicht und am wenigsten begriff Bella diesen Wendepunkt in ihrem Leben.

Sie sah wohl, daß alle Verwandten sie anstarrten, sie, die immer unbeachtet blieb — sie — war der Mittelpunkt der Familie, sie war eine reiche beneidete Persönlichkeit, sie konnte sich frei machen, sie konnte studieren! Die Welt lag groß und lockend vor ihr — nein, sie konnte das alles nicht fassen und begreifen — man wollte sie necken und verspotten, wie man sie so oft verspottet hatte! Und etwas von dieser Angst lag in ihrer Stimme, als sie zu dem Rechtsanwalt herantrat und mit staunenden Augen und bebenden Lippen fragte: „Das ist alles wirklich wahr?“ Der alte Herr lachte ihr zu. „Ja, mein gnädiges Fräulein, alles ist wahr. Ich erkenne sie feierlich als Universalerin Ihrer lieben Tante Martha an und spreche Ihnen meinen herzlichsten Glückwunsch aus.“

Da barg Bella ihr unschönes Gesicht in beiden Händen und weinte die ersten Freundentränen ihres Lebens.

Und zum ersten Mal sah Bella, wieviel liebe gute Freunde sie doch hatte, denn vierundzwanzig Arme streckten sich ihr entgegen, um sie zu beglückwünschen.

Frauenfahrt in das Kriegsgebiet Kärntens.

Von Emma Stropp.

(Nachdruck verboten.)

II.

Sicherlich braucht der Soldat, der in der Bergwelt nicht nur den Kampf mit dem Feinde, sondern auch den mit den Naturgewalten zu bestehen hat, abgesehen von seinen Waffen, zumeist eine dauerhafte Ausrüstung und gute Verpflegung. Auch dafür sorgt der große Kriegshaushalt des Kärntner Etappengebietes in vorzüglichster Weise. Man hat sich auf den Grundsatz gestellt, so viel wie möglich „Selbstversorger“ zu sein, ein Ziel, das ja auch die Hausfrauen Deutschlands und Österreichs jetzt nach Kräften erstreben, von denen in dieser Beziehung

manch lustiges oder auch tragikomisches Geschichtlein erzählt werden könnte. Wie man im Kleinen bei uns jetzt bastelt und tischlert, Gänse und Kaninchen züchtet, seinen Kohl baut und als sparsame Hausfrau Mann und Kinder im wahrsten Sinne des Wortes „versorgt“, so geschieht es hier im Großen in tausendfaltigem Maßstabe. In den „Göiserer Werkstätten“, in der „Alpinen-Werkstatt“, in großen Hühner- und Kaninchenzüchtereien, an der Kriegsquelle „Trebesing“ und vielen anderen Orten konnte ich mich davon überzeugen. Was sind die „Göiserer Werkstätten“? Fremd klang mir diese Bezeichnung ins Ohr. Die bergkragenden Leser aber

werden wissen, daß es sich in ihnen um die Herstellung jener festen mit besonderen Nägeln beschlagenen Bergschuhe handelt, die den Namen ihres Herstellers allen Alpinisten vertraut gemacht hat.

„In eigener Regie“ fertigt sie jetzt die K. und K. Heeresverwaltung in einem Betriebe, der aus den kleinsten Anfängen sich entwickelnd von weittragender Bedeutung für die Ausrüstung der Bergtruppen geworden ist. Es hämmern und rasseln die kunstvollen Maschinen in dem weiten Raume eines ehemaligen Fabrikgebäudes, es klopft und pocht, schüttelt und dröhnt, spitze Nadeln durchbohren die zweieinhalb Zentimeter dicken Sohlen, flinke Frauenhände fügen die Nähte der gelb leuchtenden Schäfte, schwierige Fäuste schleppen neue und wieder neue Lederballen heran, bis schließlich das Tagewerk getan ist und Hunderte fester, dauerhafter Bergschuhe zum Versand bereit sind. Im großen Monteur-Magazin konnten wir auch die „kriegsverletzten“ Soldatenschuhe sehen zu hohen Bergen gehäuft, zerrissen, mit Staub und Schlamm bedeckt, Kampfgenoßen des fechtenden Mannes, die mit ihm auf langen öden Straßen wanderten, über Grate und Gletscher stiegen, durch Blut, Not und Tod. Gereinigt, ausgebessert, eingefettet liegen dann die „als geheilt Entlassenen“ säuberlich geordnet und sorgfältig registriert auf großen Regalen zur Verwendung im Stappengebiete, im Hinterlande, bereit, wie so viele der Männer, denen sie dienen.

In der „Alpinen-Werkstatt“ ein anderes und doch ähnlich geartetes Bild. Das eigentliche Rüstzeug für den Kampf mit den Bergriesen, mit Eis und Schnee, Kälte und schneidendem Wind, wird hier geschaffen. Es gleiten die Hobel über das zähe, fehlerlose, bergständige Eschenholz, das für die Skier und Reifenschuhe bestimmt ist. In großen Behältern kochen die langen schmalen Bretter, sie biegen sich dampfend in ihre schwingende federnde Form, um dann weiter von Hand zu Hand zu gehen, bis sie fertig sind, zum tausenden klirrenden Flug über knisternden Schnee bereit. Auch hier sind es wieder Frauen, die einen großen Teil der notwendigen Hilfsarbeiten leisten. Sie nähen die Windanzüge, schneiden und nageln an Gurten, fügen die Bahnen der Polargelbe, fertigen die Schuhbrillen gegen Steinschlag und Staub und lassen prüfend und wertend die Seile der Lawinen-Schnüre durch ihre Hände gleiten, die das Auffinden Verschütteter ermöglichen. Ernst und still sind sie an der Arbeit, der Verantwortung bewußt, die in ihren Händen ruht, unablässig bemüht, daß Stich an Stich sich reihe, fest und haltbar, auf daß den Männern da oben kein Schaden geschieht.

Weiter ging die Fahrt. Sterngeflimmer lag über der dunklen Fläche des Wörther Sees, in der sich, wie zu frohem Fest, die roten und grünen Lichter der Schiffe spiegelten. Im weißen Leuchten der Scheinwerfer standen die fernen Bergspitzen. Auf dem Bahnhofe der alten Römerstadt an der Drau, die jetzt zum Mittelpunkt militärischen Lebens geworden ist, drängten sich die Truppenmassen. An langen Tafeln saßen die grauen Gestalten bei ihrer kräftigen Mahlzeit, mit Rucksack und Berggerät bepackt drängten sie sich lachend und scherzend durch die Menge oder standen müde und bestaubt an Pfofen und Pfeilern gelehnt. Emsiges rastloses Leben auch in den Straßen, zwischen den alten Häusern, unter deren spitzbogigen oder von Barock-Ornamenten umkränzten Fenstern im Laufe der Jahrhunderte wohl manches kriegerische Leben und Treiben vorüberzog. . . . Bunter vielleicht in der Farbe, aber kaum je so voll angespannter Geschäftigkeit, so tief greifender Zähigkeit wie in diesen Kriegsjahren. Überall Soldaten. Die Mühe mit Adlerstutz und Edelweiß fed auf das Haupt gestülpt, den grauen fez der Bosniaken in den Nacken geschoben oder im ernstesten Schmuck des stählernen Kampfhelms. Schlank Offiziere, nicht mehr elegant und lässig, wie einstmal auf der Wiener Ringstraße, sondern gestrafft und gestählt, braun gebrannt von Luft und Sonne und dazwischen die Männer und Frauen der Stadt, schlicht und einfach, und Bäuerinnen, die zum städtischen Anzug noch den alten Kopfschurz aus schweren schwarzen Seidenbändern tragen.

Und doch, über diesem ganz unter dem Zeichen des kriegerischen Lebens stehenden Treiben blickt auch hier wieder die Sonne südlicher Lebensfreude, einer heiteren, trotz des Ernstes der Zeit und der Nähe des Kriegsschauplatzes sorgenloseren Lebensauffassung. In dunklem Blau strahlt der Himmel über die menschenerfüllten, alten Gassen — goldener Sonnenschein läßt die Blumen aufleuchten, die an den Rundbogen alter Innenhöfe wuchern und malt in bunten Farbflecken freundliche Lichter in den Ernst der alten Kirchen, wo Grabmal an Grabmal Bild und Namen der alten Geschlechter weisen, die waffenklirrend, in Rüstung und Panzerhemd einstmal die Heimat schützten, ebenso stark und unentwegt, wie es heute die Nachkommen tun. Nüchtern und geschäftig ist die Gegenwart. In den weiten Lagern des Proviantmagazins tritt sie uns mit der kühlen Sachlichkeit der weitausschauenden und versorgenden Heeresverwaltung entgegen. In Kisten und Fässern, Säcken und Regalen ist hier aufgeschichtet, was der große, unersättliche Magen einer vieltausendköpfigen Armee braucht. Wenn man sich in Wien „um Tee“ anstellen mußte, hier liegt er in vollen Kisten. In Kaffee und Zucker mangelt es nicht und auch nicht an anderen guten und nahrhaften Dingen. Das prachtvolle Obst des reich gesegneten Landes wird in eigenen Marmeladenfabriken verwertet, und oben auf dem Hühnerhof, an der grünmattigen Berglehne da flattert und kräht es, piepst und schnattert es von Hühnern und Enten aller Lebensstufen. Für die Lazarette sind sie bestimmt, diese streitlustigen Hähnchen und die schneeigen großen Eier der würdigen Kluden, ebenso wie die fetten Kaninchen, die gleichfalls zu Hunderten hier gezüchtet werden. Selbstversorgung im Haushalt des Krieges, kleine Bilder aus großem Geschehen. An die Stätte, wo die Fäden dieser gewaltigen Kriegsmaschine zusammenlaufen, deren viel-spältige, oft so friedlich anmutende Einzelheiten wir kennen lernen durften, führte uns die Einladung zu einem kurzen Empfang beim Oberbefehlshaber der Armee, einem Heerführer von weltbekannter Bedeutung. In den weiten Gängen eines ehemaligen Schulgebäudes hallte der Schritt von den nüchternen, weiß gestrichenen Wänden. Geschäftig eilten die Ordonanzen von Tür zu Tür, mit Mappen und Schriften beschwert. Schlicht und einfach ist der Raum, in dem der Generalstabschef uns begrüßte, Karten auf großen Tischen, an den Wänden, einfachstes Gerät, eine praktisch-sachliche Ausstattung. Im Arbeitszimmer des Oberbefehlshabers nur ein wenig, ein ganz klein wenig mehr äußere Behaglichkeit. Freundliche, lebenswürdige Worte wurden uns gesagt, knappe, kurze Erklärungen gegeben. „Erzellenz, wir dürfen also wirklich nicht mehr weiter an die Front?“ „Nein, meine Damen, leider nicht.“ Und dann folgten die Gründe, die eine weitere Reise nach Süden unangebracht scheinen ließen. Schweren Herzens mußte ich mich fügen, denn Gehorsam ist die erste Pflicht des Soldaten, auch die des zeitweiligen weiblichen „Berufs-Soldaten“. Und doch zog es uns dahin zu der feinen, roten Linie, die sich wie ein blutiger Faden hinzog über die weitausgebreitete, graue Karte auf dem Tische des Oberbefehlshabers, zu dieser festen, starken Kärntner Front! (Zensuriert Berlin.)

PA

Geheimnis.

Ich weiß dich draußen in Gefahren, wie die vielen
Ihren Liebsten draußen wissen, und ich leide . . .
Du aber weißt es nicht, und keiner wird es wissen,
Weil ich es stumm verborgen trage, Lieb' und Leiden.
Und wenn die andern neiderfüllt mich grüßen,
Weil ich ein Lächeln trage, wo sie meinen,
Ach, dann beneid ich sie um diese Tränen,
Die nicht verbluten müssen unter einem Lachen. . . .

Elisbeth Petsch.

